

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup> 35.

Siebenter Jahrgang.

29. August 1863.

### Sommernacht.

Gold'ge Nacht! Durch Buchenwipfel  
Scheint der volle Mond in's Thal;  
Auf des Berges breitem Gipfel  
Ruhet sein blasser Silberstrahl.

Tiefe Stille in den Wäldern,  
Keine Lust in Baum und Strauch;  
Aber weithin auf den Feldern  
Wandelt leiser Nebelhauch.

Und so laß die Seele schweifen,  
Aufgelöst in Traum und Duft  
Bald die Erde zitternd streifen,  
Bald verwehn in Himmelsluft! —

J.

### Der Tachelwurm.

Eine Geschichte aus den Tiroler Bergen von E. Lamprecht.

Es mögen nun schon 5 oder 6 Jahre her sein, als ich, das Nänzchen auf dem Rücken, den spitzen Gebirgsstock in der Hand, in den Tiroler Bergen umherkletterte, theils aus angeborenem Hange für die herrliche Gottesnatur, theils aber auch, um alte Sagen und Märchen zu sammeln, Sagen, die in Tirol so großartig auftreten, wie die Schluchten und Gletscher des Landes.

So saß ich denn auch an einem kühlen Herbstabende in der traulichen Gaststube der Caplanei zu H., nachdem ich den Tag über von Umhausen durch die wilde, von der reißenden Ache durchströmte Maurach über Berg und Thal nach der freundlichen grünen Thalfläche gewandert war, in der die schönen Dörfer Lengensfeld und Huben liegen.

Der Abend war frostig, der Bergwind blies kalt und schneidend von den Deythaler Fennern herab und es saß sich ganz heimlich am runden Tisch neben dem leicht gebeizten Ofen.

Außer dem Caplan, einem freundlichen Mönche von Stamms, und meiner Wenigkeit, befanden sich noch drei Personen im Gemache.

Es waren dieß der Förster eines benachbarten Ortes, ein wettergebräunter Jägermann, dann eine gedrungene ernste Bauerngestalt, wie ich später vom Caplan erfuhr, in seiner Art ein Sonderling, welcher auf einem Hofe im Walde hauste

und deswegen der Einödbauer hieß, und endlich der Mesner oder Cantor des Ortes.

Diesen letzteren brauche ich nicht näher zu beschreiben; er war, wie die Mesner und Lehrer der ganzen Welt, mager und gedrückt.

Der feurige Tiroler hatte uns bald bekannt gemacht. Das Gespräch drehte sich um Sagen und abenteuerliche Geschichten, in welchem Punkte der Tiroler, Fremden gegenüber, sonst ungemein schweigsam ist — und bald gings ans Erzählen.

Das war nun Wasser auf meine Mühle.

Bequem in die warme Ecke gedrückt, das Glas im Bereiche meiner Hand, qualmte ich dufstige Wolken in die Höhe und lauschte mit gesteigerter Aufmerksamkeit den Worten des Einödbauern, welcher uns eine Geschichte mit solchem Ernste vortrug, daß ich keinen Augenblick zweifelte, er habe die Personen derselben selbst gesehen und gekannt. — Was nun der Einödbauer in seiner derben Tiroler Mundart erzählte, will ich Euch, etwas verfeinert, in folgenden Zeilen wiedergeben.

Im Dorfe Huben lebte vor mehreren Jahren ein junger Bauer, dessen Muth und Kühnheit allgemein anerkannt und bewundert war; denn der Fischersepp — so hieß er, weil sein Vater die Fischerei in der Ache gepachtet hatte — ging weder Mensch noch Geist aus dem Wege. Er hatte die Feldzüge in Italien als Soldat mitgemacht und sich dabei so ausgezeichnet, daß er mit mehreren Medaillen und im Genusse einer kleinen Pension in das Dorf zurückkehrte. Dabei war er ein hübscher, stattlicher Bursch, und wenn er Sonntags ins Wirthshaus ging, den schwarzen Schnurbart kühn in die Höhe gewickelt, den breitkrämpigen Hut mit dem Nellenbusch schief aufs Ohr gedrückt, so schauten ihm alle Mädchen lustern nach, und er hätte, wie man sagt, nur die Hand ausstrecken dürfen, um an jedem Finger eine hübsche Dirne zu haben.

Wie es nun aber immer geht, so gefiel von all den Mädchen, die es ihm so gar leicht machten, keine dem Sepp, sondern just die eine, welche ihn gar nicht anzuschauen schien, und das war die Walpern-Bevi, die Tochter des armen Häuslers am Ende des Dorfes. Es war aber auch ein schönes Mädchen, die Bevi. Schwarze Haare und pechschwarze Augen, dabei ein frisches, rundes Gesicht wie Milch und Blut, und eine Figur, so fastig und appetitlich, daß man hätte hineinheissen mögen. Nun war aber die Bevi gerade so hochfahrenden Sinnes, wie der Sepp, und hatte schon oft zu ihren Freundinnen gesagt, daß sie nun und nimmer einen armen Schlucker

heiraten werde, sondern, daß der, welcher sie einmal bekomme, auch ordentlich dafür zahlen müsse.

Das waren nun gerade keine guten Aussichten für den Fischersepp; denn mit Ausnahme seiner kleinen Pension hatte er vor dem Tode seiner Eltern nichts zu erwarten, und dann eben nur ein armseliges Häuschen, einen kleinen Acker und ein Paar Nehe.

Aber deswegen gab er den Muth noch nicht auf; er machte vielmehr der schönen Bevi angelegentlichst den Hof und ließ sich durch ihr hochmüthiges Nasenrumpfen nicht abschrecken.

Die Bevi aber, wie sie eine übermüthige Dirne war, hatte ihren Spaß daran und beschloß, den Verliebten immer mehr aufzustacheln, bis er nicht mehr wußte, wohin und woran. Dann aber wollte sie ihm etwas aufgeben, vor dem er entweder zurückschrecken, oder, wenn er es ausführen würde, genug Geld und Gut bekäme, daß sie ihn vielleicht dann freundlicher anschauen könnte.

Denn gegen den schönen Fischersepp hatte sie eigentlich Nichts, nur gegen den armen Schlucker.

So verging ein halbes Jahr.

Der Sepp wurde immer magerer und elender vor lauter Liebe, die Bevi immer übermüthiger. Da beschloß endlich der Fischer, einen entscheidenden Schritt zu thun.

Als die Bevi einmal in der Mairach beim Grafen war, stand der Sepp plötzlich vor ihr, sein Gesicht war geröthet, sein Mund zusammengebissen.

„Grüß Gott, Bevi!“ sagte er.

„Grüß Gott auch!“ entgegnete die Dirne.

„Ich möcht' Dich was fragen,“ begann wieder der Sepp.

„Nur zu! Genir' Dich nicht!“ lachte die Dirn' und fing wieder zu grasen an, wobei sie, wie durch Zufall, ihren schönen Arm zeigte und beim Bücken einen nicht minder schönen Fuß unter dem kurzen Rock sehen ließ. „Nur zu, Sepp! Fragen ist erlaubt und mit dem Antworten werden wir schon sehen!“

Der Sepp verschlang das schöne Mädchen mit den Augen.

„Ist denn Dein Herz ganz von Stein!“ murmelte er dann, „Siehst nicht, was mich schon seit einem Jahre drückt, und hast denn gar kein Heilmittel dagegen?“

Die Bevi warf ihm aus ihren schwarzen Augen einen eigenthümlichen Blick zu.

„Weiß nit, was Du meinst!“ sagte sie dann ruhig.

„Bevi!“ schrie er jetzt aufgereggt. „Wenn Du nicht aufhörst, Deinen Spaß mit mir zu treiben, so thu' ich mir, bei Gott, ein Leid an!“

Das Mädchen sah ihn wieder an; diesmal lag aber etwas Weiches, Versprechendes darin. Der Sepp verstand es und ergriff ihre Hand.

„Werd' mein Weib!“ sprach er mit leiser Stimme und sie spürte das Zittern seiner kräftigen Hand.

Dabei schaute er sie so stehend, so liebevoll an, daß fast ihr stolzes Herz nachgeben wollte. Doch diese Regung dauerte nur einen Augenblick; dann warf sie ihren schönen Kopf trotzig zurück, zog ihre Hand an sich und lachte.

Dem Sepp schnitt dieß Lachen ins Herz.

„Lall!“ rief sie dann, nachdem sie gelacht hatte, daß ihr die Thränen ins Aug' traten. „Heiraten wär schon recht. Bon was aber leben?“

„Wir wollen arbeiten, Bevi! Und dann hab' ich ja meine Pension!“

„Das ist alles nichts! Ich will's halt einmal gut haben! Wer mich kriegt, der muß reich sein! Hörst Du, Sepp, reich, sehr reich!“ Und dabei schaute sie ihn so verführerisch an, daß der Fischer Leib und Seel dem Gottseibeius verschrieben hätte, wenn er nur einmal das reizende Weib hätte in seine Arme schleßen dürfen.

So aber begnügte er sich, mit dem Fuße zu stampfen und den Kopf hängen zu lassen.

Bevi betrachtete ihn mit aufmerksamem Auge. Endlich wurde ihr Blick milde.

„Hast mich wohl recht gern, armer Bua!“ flüsterte sie und schaute ihn mitleidig an.

Der Sepp starrte verwundert auf sie.

„Ob ich Dich gern hab, Bevi!“ rief er dann. „Probir's, gib mir was recht Schweres auf und sieh, ob ich's nicht für Dich thu!“

Dahin hatte sie ihn haben wollen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein krainischer Rigi.

Man hat schon oft gefragt, warum der Strom der Reisenden, der sich allsommerlich in die Alpenwelt ergießt, vorzugsweise nach anderen Kronländern gerichtet sei, nach dem wildromantischen Kärnten, nach der grünen Steiermark, nach dem malerischen Sälzkammergute u. c., und warum gerade Krain, das nicht ärmer an Naturschönheiten ist, als jene Länder, von den Touristen weniger aufgesucht werde. Einige wollen den Grund darin finden, daß der Comfort in den Gasthäusern noch nicht ein solcher sei, der Reisende anzuziehen vermöchte; Andere meinen, die Wildheit und Unwegsamkeit im krainischen Hochgebirge halte die Fremden fern. Etwas Wahres mag in diesen Behauptungen liegen; allein, ich meine der Hauptgrund ist der, daß die Schönheiten, welche das Land bietet, viel zu wenig bekannt gemacht werden! Gibt es doch Punkte in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, die von den Wenigsten der Stadt selbst gekannt und besucht werden; wie kann man da von Fremden verlangen, daß sie zu uns kommen und diese Punkte aufsuchen sollen? Auch die Naturschönheiten müssen wie ein Stück Ware angepriesen werden, und wenn erst in jedem Reisehandbuche verzeichnet steht, daß die Gegenden Oberkrains sich in jeder Beziehung mit anderen messen können, so werden auch Reisende kommen, welche diese Gegenden sehen wollen.

Einer der schönsten Punkte in Krain, ja, ich behaupte, in Betreff auf Rundschau der schönste, ist die in nordwestlicher Richtung von Laibach hinter der Kirche St. Katharina (Hirtensfeld) aufsteigende Höhe. Die Aussicht, die man von dort ge-

nieht, ist eine wahrhaft entzückende; das Panorama, welches sich den Blicken darbietet, ein wirklich großartiges. Und doch gibt es nur eine kleine Zahl der Bewohner unserer Stadt, welche diesen lohnendsten aller Ausflüge gemacht haben, ich bin sogar überzeugt, die meisten der Leser werden gar nicht wissen, wo dieser Berg liegt, den ich in der Ueberschrift den „krainischen Rigi“ genannt habe.

Man kann auf verschiedenen Wegen dahin gelangen; der directeste führt über Schischka, Glinze und Tschokzhelo und ist in 3 Stunden zurückgelegt. Ein anderer Weg führt durch das Gradatschathal über Dobrova, Schwize und Belo; er kann zu zwei Dritteln bequem zu Wagen zurückgelegt werden, während man bei dem ersterwähnten nur die Strecke bis Glinze fahren kann. Beide Wege haben ihre eigenthümlichen Schönheiten; auf dem ersten sind es schöne Fernblicke, die man an einigen Stellen während des Steigens gewinnt, wenn der Pfad sich aus dem Gehölze heraus und über eine Blöße windet; auf der andern sind es die Reize des grünen, fruchtbaren Thales und die Conturen der Hügelaufschlingung desselben, welche das Auge erfreuen. Beide Wege bieten durchaus keine Schwierigkeiten, und die kurze Strecke des Steigens wird durch einen Anblick belohnt, den man in dieser Schönheit hier gar nicht zu finden glaubt. Schon von der Kirche aus hat man eine herrliche Aussicht nach Osten und Südosten hin, und es dürfte kaum einen zweiten Pfarrhof in Krain geben, der so günstig posirt ist, wie der von St. Katharina.

Um die Spitze der dicht hinter der Kirche aufsteigenden Höhe zu gewinnen, thut man wohl, einen Umweg zu machen und von der Ortschaft Topol aus hinauf zu gehen, denn der Rasen mit kurzem Grase, welcher die ganz steil aufsteigende Berglehne bekleidet, macht das directe Hinaufgehen äußerst beschwerlich. Die Sohlen der Fußbekleidung werden gewöhnlich sehr glatt und man kommt ins Rutschen, so daß man unfreiwillige Rückwärtsbewegungen macht. Hat man die Höhe endlich erreicht, so sieht man ein so herrliches Panorama ausgebreitet, daß wohl ein gänzlich verdorbenes Gemüth dazu gehören müßte, um nicht dadurch entzückt zu werden. Gerade dieß Panorama veranlaßte mich, den Katharinenberg als „krainischen Rigi“ zu bezeichnen. Denn, daß andere höhere Berge, wie z. B. der Grintovc, der Schneeberg, der Nanos, eine größere Fernsicht bieten, ist unbestritten; allein eine so schöne Rundschau, die gewissermaßen an die vom schweizerischen Rigi, oder vom Schafberg im Salzkammergute, dem sogenannten „deutschen Rigi“ aus gesehen, erinnert, bieten sie nicht, und bekanntlich ist gerade die allseitige Aussicht von den beiden genannten Bergen, welche den Ruf derselben begründet hat. Der Schweizer Rigi hat 5541 Fuß, der Schafberg 5628 Fuß Meereshöhe, sie sind also niedriger, als die Hochalpenwelt, welche man von ihren Gipfeln aus überblickt. Ebenso verhält es sich mit dem Katharinenberg, den ich auf etwa 3000 Fuß hoch schätze, von dem man aber einen Ueberblick über die ganze krainische Hochalpenwelt hat. Fern im Nordwesten lagert die Gruppe der julischen Alpen, ihr Beherrscher, der Triglav, zeichnet seinen Dreispizig scharf am Horizonte ab, ein zahlreicher Hofstaat von

Bergeshöhen umsteht den 9036 Fuß hohen Giganten. Mehr nördlich ziehen sich die Karavanken hin; man überblickt die ganze Kette, sieht jeden Kogel genau; die stolz emporragenden Alpenspitzen, den Mittagkogel, 6780 Fuß, den Stal 7064 Fuß, den Nemški Vrh 6950 Fuß, den Storschib 6725 Fuß über dem Meere, erblickt man in ihrer ganzen mächtigen Gestalt, sogar Spitzen Kärntner Alpen sieht man dahinter emporragen, wie z. B. zwischen den Karavanken und den davon nur durch das Rankerthal getrennten Santhaler Alpen, den Birneg Grintovc, 5215 Fuß hoch, und den Seeberg. Die reizendste und malerischste Parthie der ganzen Santhaler Alpengruppe, die Steiner Alpen, präsentiren sich in ihrer ganzen Schönheit den erstaunten Blicken, alle ihre Zacken und Grate erkennt man. Im Nordosten und Osten breitet sich ein weites Hüggelland aus, dessen fernste Säume langgestreckte, sanftgeschwungene Gebirgslinien zeigen, die im duftigen Blau verschwimmen. Südlich dominiert der Schneeberg über eine Unmasse von Hüggelketten und Hochplateau's, und südwestlich taucht die originelle Gestalt des Nanos auf und schließt mit den Karstgebirgen nach dieser Seite hin den Horizont. Das Grandiose dieses Panorama's wird noch dadurch gehoben, daß man von diesem Punkte aus die drei großen Ebenen des nordkrainischen Beckens in ihrer Totalität überblickt, die Krainburger Ebene, das Laibacher Feld und die Moorgrundfläche. Vom Katharinenberge aus, nicht vom Golovc, hätte Professor Simony sein Panorama aufnehmen sollen, denn die Rundschau vom Golovc ist gar nicht in Vergleich zu ziehen mit der vom Katharinenberge. Schon der Umstand, daß man die Krainburger Ebene zugleich überblickt, was der Gallenberg dem auf dem Golovc Stehenden verwehrt, ist entscheidend. Wird man durch einen heitern Tag begünstigt, so ist der Blick in die mit Städten, Dörfern, Kirchen und Schlössern bedeckten Ebenen ein bezaubernder, und selbst Leute, welche nicht so leicht durch Naturschönheiten hingerissen werden, habe ich beim Anblick dieser Landschaft in Ertaße gerathen sehen. Am schönsten und in der günstigsten Beleuchtung habe ich die Rundschau vom „krainischen Rigi“ stets im Frühherbste, also in der Zeit von Mitte August bis Ende September, gefunden.

Es sind besonders drei Bilder, welche das Auge fesselt. Die Krainburger Ebene mit den julischen Alpen und Karavanken, mit dem Jodocberge und der weißschimmernden Kirche auf seinem Gipfel, mit dem malerisch gelegenen Städtchen Krainburg und den zahlreichen Dörfern gewährt einen reizenden Anblick. Nicht minder entzücken die Steiner Alpen mit den spizen Zacken und den zerklüfteten Klüften, an deren Fuß sich das Städtchen Stein schmiegt. Die blaugrüne Save sieht man in ihrem breiten zerüttelten Bette wie eine schillernde Schlange sich durch die Ebene wälzen. Das dritte Bild ist die Stadt Laibach mit dem weiten Felde auf der einen, mit der grünen Moorgrundfläche auf der andern Seite. Sie wird zum Theil verdeckt vom Schischtaberge, nur das Castell sieht man hervorragen, aber nach den beiden genannten Seiten hin quillt die Häusermasse heraus und winkt, von der Sonne beschienen, gar freundlich herauf. Stundenlang kann man hier oben weilen und den Blick in die Ferne senden;

immer mehr der Schönheiten entdeckt man, immer anmuthiger erscheint die Landschaft. Selbst wenn Nebel die Ebenen verhüllt und nur die Berggipfel daraus hervorragen, ist der Blick vom „krainischen Rigi“ ein lohnender.

Nur in zweifacher Beziehung hinkt der Vergleich. Einmal fehlen die Gletscher und See'n, welche den Panoramen des Rigi und des Schafbergs so wunderbaren Reiz verleihen, und dann fehlt ein Gasthaus, wie es auf Rigi Kulm steht. Das Bauernwirthshaus in Topol, welches zwar ganz allerliebste gelegen ist, bietet gar keinen Comfort; außer einem herben Wein und Brot ist dort nichts zu haben. Der Herr Pfarrer in St. Katharina nimmt zwar die den Ort besuchenden Laibacher in gastfreundlichster Weise bei sich auf, ich habe das einige Male erfahren; aber man kann doch nicht von ihm verlangen, daß er für die Fremden eine förmliche Gastwirthschaft eröffne. Wäre sommerüber der Besuch des Katharinenberges ein stärkerer, so würde sich auch ein gutes Gasthaus rentiren, und ist dieß erst errichtet, so werden auch die Laibacher öfter dahin wandern, als auf den Gallenberg, der zwar eine recht hübsche Aussicht gewährt, aber in gar keiner Beziehung zu vergleichen ist mit dem Katharinenberg, mit dem „krainischen Rigi.“ L. J.

### Aus Verdi's Leben.

Eine Correspondenz der Brendel'schen „Neuen Zeitschrift für Musik“ aus Neapel erinnert an die Zeit, wo es gebräuchlich war, bei Aufführung einer neuen Oper die äußersten Grade des Jurore und des Fiasco auf fast gleiche Weise zu feiern. In beiden Fällen nämlich wurde der Componist in Procession mit Wachskerzen nach Hause gebracht; nur mit dem Unterschied, daß man den Applaudirten auf einen Sessel hob, hingegen den Ausgepiffenen auf eine Bahre niedersehte. Verdi nun hatte in seiner Jugend ein schönes Mädchen aus angesehenem Hause gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet. Er war ganz arm und sie lebten in äußerster Noth. Mit Mühe gelang es ihm, eine Oper auf die Bretter zu bringen. Sie fiel vollständig durch, mit Wachskerzen und Bahre. Der Impressario, ein gutmüthiger und zugleich intelligenter Mann, tröstete ihn kurz und gut, indem er für nächsten Carneval eine zweite Oper bestellte. Sie wurde mit den besten Sängern gegeben, machte aber wieder vollständiges Fiasco mit Wachskerzen und Bahre. Der Impressario wird eigensinnig und bestellt eine dritte; gleiches Schicksal! Eine vierte, eben so! Eine fünfte, wieder! Als endlich die sechste Oper gegeben werden soll, sagt die Frau, die schon seit dem ersten Fiasco nicht mehr in's Theater gekommen war: „Wenn Du heute wieder kein Glück hast, will ich nicht länger leben.“ Verdi tröstet sie so gut er kann, und geht voller Hoffnung in's Theater. Gleich bei der ersten Nummer geräth das Publicum in Erstaunen. Man war gekommen, um zu lachen und zu pfeifen; statt dessen hörte man gewinnende, bezaubernde Melodien. Der Umschlag des Urtheiles geschieht mit südlicher Lebhaftigkeit; der Erfolg ist ein vollständiger. Auch die Wachskerzen wurden nicht vergessen, aber diesmal um den

neuen „divino maestro“ im Triumph nach Hause zu bringen. Als die arme Frau von Weitem die Lichter erblickt — sie hatte am Fenster gewartet — stürzt sie sich vom fünften Stock herunter auf's Pflaster!

### Humor auf dem Katheder.

Johann Friedrich Blumenbach, der große, 1840 in Göttingen gestorbene Naturforscher pflegte in den Vorlesungen über Zoologie seine Zuhörer sehr oft mit humoristischen Bemerkungen über einige Thiere zu unterhalten. Unter Anderem bemerkte er über den Ibis: — „Man sagt, daß die Menschen von dem Ibis das Abspiren gelernt hätten. Er soll nämlich, wenn er Verstopfung spürt, seinen Schnabel voll Wasser nehmen und es dahin appliciren, wohin die Menschen — ihre Spritzen bringen. Nun, es wäre nicht das Einzige, was der Mensch den Kunsttrieben der Thiere abgesehen; haben wir doch auch von dem Nilpferde das Ueberlassen gelernt!“

Letztere Bemerkung gilt der albernen Behauptung, daß die Nilpferde — in einem Schul-Lesebuche fanden wir diese Fabel auf die wilden Pferde übertragen — sich die Adern aufbeißen, wenn sie das Bedürfnis fühlen, Blut zu lassen. Die Sage unterläßt aber zu erzählen, wie die Pferde ihre Adern wieder verbinden und die Wunde heilen.

### Ein Brief Seydelmanns.

Das Original der nachfolgenden originellen Epistel befindet sich in der Autographensammlung des Oberregisseurs des Frankfurter Theaters, Herrn Bollmer. — Der Brief ist an den mit Seydelmann zugleich in Darmstadt engagirten Schauspieler Grahn gerichtet und lautet: Lieber Grahn! Ich habe eine große Bitte an Euch! Wollt Ihr wohl so gut sein und mir für heute Abend Eure Uhr leihen? Ich möchte gern auch 'mal so 'ne schöne große Kette haben. Vielleicht erwirbt sie mir bei dem einen oder andern Juden Respekt, und man kann nicht wissen, wie viel Geld man in der Zukunft braucht. Aber Ihr müßt nicht zu spät in's Theater kommen, sonst wird mir Angst.

Euer

Seydelmann.

### Epigrammatisches.

Wie dultsam ist doch unsre Zeit,  
Die man des Gegentheils beschuldet,  
Da sie jedwede Athernheit,  
Wie groß sie sei, gelassen duldet.

Geärgert hat ihn mein Epigramm?  
Nur, deßhalb hab' ich's ja gedichtet  
Und es als Pfeil nach seinem Ramme,  
Den hochgeschwollenen, gerichtet.

Belehrend war's, dein Freund zu sein,  
An dir hab' ich in wenig Jahren,  
Wie eigennützig, falsch und klein  
Die meisten Menschen sind, erfahren.